

TOMASZ PIECZKA

Uniwersytet im. Adama Mickiewicza

Poznań

CHRISTA WOLFS DILEMMA – TEXTE 1990-1994

Die Mauereröffnung am 9. November 1989 verweist symbolisch auf die plötzlich in Bewegung geratenen Grenzen deutsch-deutscher Identität. Zwei Teile eines Volkes bereiteten sich auf die Vereinigung vor. Am Anfang ging es noch um einen besseren Sozialismus. Jedenfalls den meisten – oder zumindest sehr vielen – von jenen, die die große Demonstration am 4. November, als Podium öffentlichen Bekenntnisses zu Meinungsfreiheit und Demokratie nutzend, organisiert und daran teilgenommen hatten.

Christa Wolf befürchtete im stillen, es sei dafür schon zu spät.

Es war zu spät. Das Buch von Christa Wolf *Was bleibt* war eine Initialzündung für die Debatte, die bis heute das geistige Klima der deutschen Gesellschaft mitbeeinflusst. Die Schwierigkeiten mit der Wahrheit – damit begann im vereinten Deutschland die unbestritten so notwendige öffentliche Auseinandersetzung. Ich meine, daß die ganze schwierige Wahrheit auszusprechen, einen gewissen Kampf bedeutete, bedeutet und bedeuten wird! Daß die Intellektuellen im Kampf um die Wahrheit eine besondere Verantwortung tragen, gründet auf einer sozusagen berufsbedingten Pflicht. Als Schriftsteller trägt man eine besondere Verpflichtung, auch ein streitbarer Bürger zu sein. Und was war und was ist die Pflicht der Intelligenz der DDR-Gesellschaft? Haben sie in einem System, wo allein der Staat über Macht und Prestige entschied, beruflichen und gesellschaftlichen Erfolg allein durch ihre hohe Qualifikation erreicht? Für ein vereintes Deutschland wäre es falsch, so zu tun, als gäbe es in der DDR keine Anlässe, die zu diskutieren wären, und keine Personen, denen man Fragen stellen sollte. Auch Christa Wolf stand plötzlich im Kreuzfeuer der Fragen. Einer der Hauptvorwürfe: Christa Wolf wäre der Konfrontation mit der Partei- und Staatsmacht ausgewichen. Sie hätte sich nicht spektakulär in die Bresche geworfen, wäre nicht ausgereist, hätte ihr Wort nicht deutlich genug für den Niedergang des SED-Staates gesprochen, sondern bis zuletzt ihren sozialistischen Utopien und der Partei die Treue gehalten.

Aber kann man einer Autorin vorwerfen, den Boden, auf dem ihre Texte entstanden, nicht aufgegeben zu haben? Einen Boden, zu dem man in vier Jahrzehnten eine Verbundenheit

entwickelte? Es stimmt, daß in der DDR nur solche Autoren, die in irgendeiner Weise von der staatstragenden Idee des Sozialismus überzeugt waren. Dennoch waren nur wenige der in der DDR verbliebenen Autoren unkritische Apologeten des Systems. Viele von ihnen spürten die oft unerträgliche Spannung zwischen Sein und Sollen des Sozialismus. Orientiert waren sie mehr an einem idealen als realen, am realexistierenden Sozialismus. Zu ihnen gehörte in ganz besonderer Weise eben Christa Wolf. Ihre Bücher fanden bedenkend größere Rezeption im Westen als im Osten, wo sie oft nur in limitierten Auflagen verlegt wurden. Es waren viel beachtete und anerkannte Texte. Ein Teil ihrer Qualität ging sicher auf die eben umrissenen außergewöhnlichen Entstehungsbedingungen auf kulturelle Rivalität und politisch-ideologische Abgrenzung zurück.

Am 5. Juni 1990, mitten im Prozeß der deutschen Einigung, erschien Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt*. Die politischen Ereignisse des Jahres 1990 waren so übermächtig, daß unter ihrem gewaltigen Eindruck sowohl in Christa Wolfs Erzählung als auch in ihre literaturkritischen Verisse Bedeutungen hineingelesen wurden, die von der Autorin nicht beabsichtigt waren. In ihrer Situation, in der die Macht des alten SED-Staates gebrochen, die Wende zur westlichen Demokratie schon fast vollzogen war und es für jeden nur vorteilhaft sein konnte, als Gegner oder Opfer des totalitären Systems sich zu gebärden; in dieser Situation lag es nahe, die Erzählung als verspäteten Versuch einer Autorin zu lesen, sich den plötzlich veränderten Umständen anzupassen und die eigene Vergangenheit ins rechte Licht zu rücken. Genau dies warfen die Kritiker der Schriftstellerin vor: sie, die sich über Jahrzehnte mit einem totalitären Staat irgendwie arrangiert habe, die erst im Sommer 1989, als die SED schon am Ende war, aus der Partei ausgetreten war, lege jetzt, ohne jedes Risiko, der Öffentlichkeit eine staatskritische Geschichte vor, deren Publikation in der DDR vor Jahren noch eine Provokation gewesen wäre. Die Angriffe auf die bis dahin auch von der westdeutschen Kritik überwiegend mit größtem Respekt behandelte Autorin, sprachen ihr jetzt moralische Integrität ab.

Christa Wolf gehörte zu den Schriftstellern in der DDR, die ständig versucht haben, ihren Freiheitsspielraum innerhalb des Systems ständig um nur wenig zu erweitern, ohne dabei in einen direkten Konflikt mit den Machthabern treten zu müssen und bis zum Untergang der DDR die Hoffnung auf Reformen nicht aufgegeben haben. Sie hat nie einen Heldentumsschein für sich beansprucht. Vielleicht war sie politisch naiv, aber keineswegs unehrlich mit sich selbst. Sie hat auch nie den Wunsch geäußert, man solle ihre Persönlichkeit nur an ihrem literarischen Werk messen. Tatsächliche und dauerhafte Wirkung auf die Bürger in der ehemaligen DDR ging von den dort verbliebenen Literaten aus, nicht von den Dissidenten. Die Autorin Christa Wolf hatte mit ihrem Werk einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das geistige und kulturelle Klima des Landes. Ihre Texte brachten eine Bestätigung ihres kritischen Denkens, forderten Nachdenken, regten zur Beschäftigung mit deutscher und europäischer Geschichte an, rückten Probleme der Moral und des Alltags ins Zentrum. Für mich ist das selbstbewußte und mutige Eintreten für eine grundlegende

Veränderung der Gesellschaft und vieler Bürger der ehemaligen DDR im November 1989 untrennbar mit dieser Art der Literatur verbunden.

Mit dem Ende der DDR wandelte sich die Perspektive, in der die meisten westdeutschen Rezensenten Christa Wolf sahen. Vor der Revolution war ihre Rezeption in der Bundesrepublik durch die Auffassung bestimmt, daß sie eine verhaltene Kritikerin des SED-Staates sei. Man suchte und fand in ihren Büchern die Sorge um persönliche Selbstverwirklichung und Ansätze eines autonomen Denkens, die den politischen und ästhetischen Dogmen der Partei widersprachen. Daß sie trotz dieser internen Angriffe nicht in die Emigration flüchtete, sondern als permanentes Ärgernis der SED im Lande blieb, wurde ihr als Verdienst angerechnet. Christa Wolfs Gesellschaftskritik wurde plötzlich gegenstandslos und hatte nur noch historische Bedeutung. Dafür gewann die Tatsache einen Wert, daß sie auch eine repräsentative Funktion in der DDR ausgeübt hatte.

Ihre politische Pionierarbeit bei der Vorbereitung der Revolution trat in den Hintergrund. Man kreidete ihr nun die Verteidigung der DDR gegen die Bundesrepublik an und sah in ihr vor allem die Privilegierte des Systems, die nicht gezögert hatte, Vergünstigungen und Ehrungen anzunehmen und dafür als eine repräsentative Figur im Ausland aufzutreten. Ihr Dilemma lag in der Tatsache, daß sie aber gleichzeitig Repräsentantin und Kritikerin des Staates war, in dem sie lebte.

In einer Situation, in der sich die Bevölkerung am Ende der DDR eigenständig von der totalitären Herrschaft befreite, wurde, die Disqualifizierung der weltberühmten Schriftstellerin, die als Beweis für das literarische Leistungsvermögen der DDR – Kultur galt, als Versuch zu lesen, die westdeutsche Überlegenheit auch auf dem Gebiet der Literatur zur Schau zu stellen. In der DDR begriff man dann tatsächlich diese Angriffe als Literaturkritik im Zeichen der Sieger. So eine der Stimmen dort: „Wer Christa Wolf demontiert, demontiert das Selbstbewußtsein der Bürger der anderen deutschen Republik gleich mit“¹. Herbert Riehl-Heyse traf die gereizte Stimmung in der DDR recht gut, als er in der Süddeutschen Zeitung² berichtete:

Wer immer wieder über sich lesen muß, er sei – wie Christa Wolf, die ja nur eine Chiffre ist – allein dadurch schuldig geworden, daß er zuhause geblieben ist und veröffentlicht hat, der fühlt sich irgendwann auch noch moralisch von der Bundesrepublik überrollt, die ohnehin gerade dabei ist, das Land mit bundesdeutschen Zeitungs-Giganten, Parteien und Marlboro-Reklamen zu überziehen.

Eine Untersuchung der kontroversen Erzählung *Was bleibt* zeigt; daß sich die Autorin mit ihrer Geschichte in der DDR auseinanderzusetzen. Sie bekennt sich zu Verantwortung und

¹ Fritz Jochen Kopka: *Whos afraid of Christa Wolf?*; in: Sonntag 1990, 28, S. 2.

² Herbert Riehl-Heyse: *Sturm über die Oase der Poesie – Warum wir es uns nicht leisten können, die gesamte DDR-Literatur ins moralische Abseits zu stellen*; in: *Süddeutsche Zeitung* 1990, 183, S. 147.

Mitschuld an der Entwicklung in ihrem Lande und will die Leser dieses Landes zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der eigenen Verstrickung anregen. Christa Wolf war in *Was bleibt* vor allem mit der Aufarbeitung ihrer Rolle im SED-Staat befaßt. Was sie daran hinderte, in ihrer literarischen und politischen Opposition, ihrer leisen Dissidenz zum SED-Regime noch weiter zu gehen, weniger Kompromisse zu schließen und die Grenzen des für diesen Machtapparat noch Zumutbaren zu überschreiten, hat kaum einer genauer gesehen, beschrieben, analysiert und kritisiert als sie selbst.

Die Erzählung, in der ersten Person geschrieben, handelt von einem Tag im Leben einer Frau in Ost-Berlin, einer Schriftstellerin, der seit längerer Zeit bewußt ist, daß sie von der Staatssicherheit überwacht wird. Sie genießt ihr Frühstück, führt einige Telefongespräche, sie geht einkaufen, begegnet dabei der Verkäuferin in einem Spirituosenladen, die ihr die Geschichte ihrer jüdischen Freundin in der Nazizeit erzählt, geht auf die Post, wo sie einen alten Bekannten sieht, der sie aber meidet und kehrt dann zur Wohnung in der Friedrichsstraße zurück. Hier liest sie ihre Post, telefoniert mit der Tochter, ißt, legt sich zur Mittagsruhe hin. Später kommt unerwartet Besuch. Eine junge Dissidentin legt ihr ein Manuskript vor. Dann fährt sie ins Krankenhaus, besucht dort ihren kranken Mann und geht anschließend ins Kulturhaus, wo sie aus ihrem Werk vorliest; hier kommt es zum Schluß noch zu einer Szene, da die Veranstalter aus Angst vor einem Zwischenfall die Polizei gerufen haben, die die Wartenden vor der Tür brutal auseinander treibt. Zwischendurch führt sie lange Selbstgespräche, die vor dem Bewußtsein der Überwachung und der Gegenwart der (Stasi-) Leute im Auto vor der Wohnung bestimmt sind. Es ist ein gespaltenes Selbst, von dem *Was bleibt* erzählt. In einigen Passagen tritt die von jungen Männern beobachtete Ich-Erzählerin in einen Dialog mit der Stimme des Gewissens, ihrem inneren Zensor. Die Protagonistin dieser Erzählung wird nicht nur von anderen überwacht, sondern auch von einer selbstkritischen Instanz im eigenen Ich, die mal Partner, mal Richter, mal Begleiter genannt wird. Im inneren Dialog folgen Reflexionen über dieses Selbst. Der Teil dieses Selbst, der versucht ist, sich der Macht der SED-Staates unterzuordnen, wird keineswegs verleugnet. Im Gegenteil, die Erzählerin hofft nur, daß sie diesen Bestandteil der eigenen Person später einmal aus sich herauslösen kann. Als Figur zu der eine Autorin sich nachträglich zum Opfer der Stasi stilisieren könnte, taugt die Protagonistin dieser Erzählung überhaupt nicht. Wenn Christa Wolf sich hier selbst darstellte, dann als eingeschüchterte, überaus ängstliche, oft übervorsichtige und konfliktscheue Person. Es fehlt ihr der Mut der jüngeren Generation, die die erfolgreiche und vorsichtig taktierende Schriftstellerin immer wieder beschämt.

Der Text besteht größtenteils aus inneren Monologen und Dialogen. Gleich der erste Satz zeigt die widerspruchsvolle Vielstimmigkeit: „Nur keine Angst“³. Das ist eine Redeart, die oft auf das Gegenteil, die Anwesenheit der Angst verweist. Die Leser erfahren bald

³ Christa Wolf: *Was bleibt*; Frankfurt/M 1990, S. 7.

den Anlaß für die Angst. Eine auffällige Beobachtung der Wohnung der Erzählerin durch Zivilbeamte, die im wechselnden Wartburg-Wagen den Wohnungsfenstern gegenüber sitzen, dauert seit November vor zwei Jahren. Folgen wir der Bemerkung über die Entstehungszeit und nehmen wir den dargestellten Märztag im Jahre 1979 an, dann ist der November vor über zwei Jahren der November 1976, als die Ausbürgerung Wolf Biermanns einen Kulturschock in der DDR auslöste, als die herrschende Partei der DDR eine Periode größerer Toleranz beendete. Und Christa Wolf hatte damals einen Protest unterschrieben. Die Angst der Erzählerin hat zwei Seiten: die durch die Beobachtung ausgelöste Existenzangst, die der Leser durch den ganzen Text spüren wird und die die Erzählerin zwingt, Abschied vom realexistierenden Sozialismus zu nehmen, d.h. dem Glauben und der Hoffnung, daß der Machtapparat der Deutschen Demokratischen Republik letzten Endes am humanen Sozialismus orientiert sei, daß es sich also lohne, im Dienste dieses Staates zu schreiben.

Der Titel der Erzählung ist mehrdeutig. Das Fragezeichen fehlt. Das macht darauf aufmerksam, daß der Titel mit dem fortgelassenen Fragezeichen spielt. Die Erzählung fragt, was bleibt?, will aber auch sagen, was bleibt. Aus der „richtigen“ Frage ist eine rhetorische geworden. Die Sprache soll eine Kontinuität des Zeitkontinuums sein, das die Zukunft und die Vergangenheit in die erzählte fiktive Gegenwart einbezieht. Gegen das Ganze nieder drückende System will die Ich-Erzählerin eine neue andere freie Sprache einsetzen.

Meine andere Sprache, die in mir zu wachsen begonnen hatte, zu ihrer vollen Ausbildung aber noch nicht gekommen war, würde gelassen das Sichtbare dem Unsichtbaren opfern; würde aufhören die Gegenstände durch ihr Aussehen zu beschreiben und würde, mehr und mehr, das unsichtbare Wesentliche aufscheinen lassen⁴.

Ist der Text in einer neuen, freien Sprache geschrieben oder nur auf dem Weg zu ihr? Diese Frage ist nicht zu beantworten, sie bleibt offen. Den totalen Staat bezeichnet die Erzählerin mit einem Bild: „ein Meister“ oder „ein Heer“, der „meine Stadt beherrscht“: „der rücksichtslose Augenblicksvorteil“⁵. Diese psychologische Bestimmung verurteilt den Sozialismus nicht, sondern seine Beherrscher, die seine Hoffnung, die Aussicht auf die Zukunft, zugunsten ihrer Machterhaltung, verraten haben. Mit dem Begriff „die anderen“ werden die Machthaber, besonders der Staatssicherheitsdienst bezeichnet. Der Abschied von der verfehlten Ordnung des realexistierenden Sozialismus führt nicht zur Befreiung, sondern zur dunklen Unterseite der Freiheit, zur Entfremdung. Die Entfremdung, die eintritt, zerstört die Hoffnung auf die sozialistische Solidarität. Die Erzählung probiert aber, ob es außerhalb des versagenden Systems nicht doch eine Solidarität gibt, eine andere, inoffizielle. Das „Anstehen“, das das Leben in der DDR so unbequem machte, zeichnet diese

⁴ Christa Wolf: *Was bleibt*; Frankfurt/M 1990, S. 15.

⁵ Ebenda. S. 34.

Erzählung, anders als in früher veröffentlichten Werken, aus. Mit anderen Frauen steht die Erzählerin an der Kasse einer Kaufhalle an. Eine jüngere Frau, die „nach gar nichts aussah“⁶, läßt eine ältere Frau, die nicht mehr stehen kann, vor. Daraus kann man schließen, daß das Anstehen lange dauert. In einem alltäglichen Kontext, nicht in der versprochenen sozialistischen Zukunft, geschieht eine solidarische Handlung, die dem rücksichtslosen Vorteil des Augenblick entgegengesetzt ist.

Das Gefühl der Entfremdung, der Trostlosigkeit, der Leere hat ein Gegengewicht. Es gibt Einzelne, die die Erzählerin brauchen: es sind Leser und Leserinnen und die Besucher einer Lesung der Erzählerin zum Schluß des dargestellten Tages. Die Menschen, die zur Lesung gekommen sind und keinen Eintritt fanden, weil der größere Teil des kleinen Saales für die ausgesuchten Eingeladenen reserviert ist, werden von der Polizei vertrieben. Die zwei Zeitpunkte, die am Ende des Textes stehen: Juni-Juli 1979/November 1989, bringen auch den Sinn, den stillen Protest dieser jungen Leute mit dem friedlichen Aufstand im November 1989 zu verbinden. Revolutionen, besonders friedliche, entstehen nicht über Nacht. Zum Ende der Lesung fällt das Wort „Zukunft“.

Es erhob sich in der letzten Reihe eine junge Frau von der Art, gegen die ich wehrlos bin, und brachte das Wort „Zukunft“ ins Spiel – ein Wort gegen das wir alle wehrlos sind und das imstande ist, die Atmosphäre eines jeden Raumes zu verändern und eine jede Menschensammlung zu bewegen⁷.

Die Erzählerin meint am Schluß, nachdem Stichwort Zukunft, das Wort hat nur den Punkt getroffen, den sie eines Tages in ihrer neuen Sprache benennen wird. *Eines Tages dachte ich, werden ich sprechen können, ganz leicht und frei*⁸. Und dann will sie schreiben, was bleibt. Die Hoffnung für die Zukunft ist die mitmenschliche Solidarität. Die Hoffnung ist auch eine Sprache, die sich gegen die Macht der Institutionen wenden kann und so mitmenschliche Zukunft freihält.

Worum geht es schließlich in der von Christa Wolf schon 1979 geschriebenen und erst 1990 veröffentlichten Erzählung, *Was bleibt?* Geschildert wird der Verlauf weniger Stunden, in denen eine Schriftstellerin auffällig überwacht wird. Geschildert wird Verfolgungsangst. Die Panik und der Sprachverlust, die die Schriftstellerin dabei empfindet, bestimmen die Atmosphäre der Bedrohung, mit der die Schriftstellerin fertig werden muß. Alles wird in Form eines Berichtes schonungslos protokolliert. Es ist ein Dokument, ein ehrlicher Text, Ausdruck einer Selbstkritik und Darstellung einer tragischen Geschichte. Die Schriftstellerin wird in Unsicherheit und Angst getrieben. Sie wird sprachlos. Es geht um Sprachverlust

⁶ Ebenda, S. 39.

⁷ Christa Wolf: *Was bleibt?*; Frankfurt/M 1990, S. 94.

⁸ Ebenda, S. 107.

und Scham darüber, um den Erkenntnisschock einer Schriftstellerin, die nicht mehr glauben kann, was sie noch glauben möchte.

Was will Christa Wolf mit diesem Text beweisen?

Warum hat sie diesen Text nicht für immer in der Schublade liegen lassen?

Geht es ihr um eine Reflexion vergangener Ereignisse aus heutiger Sicht, mit dem Ziel, mit sich selbst fertig zu werden?

Vielleicht will sie mit *Was bleibt* ihren Landsleuten mitteilen, daß alle, auch sie, vom Staat beobachtet worden sind, und trotzdem für diesen Staat, für ihr Land gelebt haben. Vielleicht will Christa Wolf ihre Leser vor Erinnerungsverlust und Sprachverlust und deren Folgen warnen. Die Kritiker Christa Wolfs können es sich leicht machen, sie brauchen nur abzuschreiben, was die Autorin an kritischen Einsichten über sich selbst mitgeteilt hat. Wohl kein Autor aus der DDR hat während der Ereignisse der Jahre 1989 und 1990 soviel Trauerarbeit über den Verlust ehemaliger Hoffnungen geleistet und so stark auf kritische Selbstbefragung gedrungen, wie sie.

Wer erwarten wollte, daß Christa Wolf nach der Kampagne, die gegen ihre Person ausgelöst wurde, verstummen würde – der hatte die Kraft dieser Frau unterschätzt. Christa Wolf war kein loser Autorenname mehr. Der Name stand für einen Fall und er war Synonym für die Auseinandersetzung mit der jüngsten deutschen Geschichte geworden. Das Buch *Auf dem Weg nach Tabou* soll und muß im Kontext des Literaturstreits um ihre Erzählung *Was bleibt* gelesen werden. Es ist eine Antwort, eine Stellungnahme und ein Zeugnis der Selbstbehauptung zugleich. Die Autorin folgt einem chronologischen Prinzip von der Rede auf dem Alexanderplatz bis zum kürzlich gehaltenen Vortrag in der Dresdner Semper-Oper: die thematische Klammer umfaßt die Aufarbeitung des eigenen „Falls“. Das Buch ist eine Art Zwischenbilanz, ein Bericht zur Lage, nicht der Nation, sondern der eigenen Person: Selbstanzeige und Rechtfertigung in einem. Noch nie hat Christa Wolf so viel von ihrem Privatleben erzählt wie in ihrem letzten Buch. Der Ton hat sich geändert, von der Verkündigung zum Bekenntnis. Man kann Christa Wolfs Texte aus den Umbruchsjahren 1990-1994 nicht als politische Schriften bezeichnen. Der Ton ist unsicher, verzweifelt. Hier wird private Nachlaßverwaltung betrieben. Das Buch beginnt mit Wolfs Rede auf der berühmten Demonstration am 4. November 1989 auf dem Alexanderplatz und endet mit der am 27. Februar 1994 in Dresden gehaltenen Rede *Zur Sache: Deutschland*. Dazwischen: Nachrufe und Erinnerungen an geistige Genossen wie Böll, Frisch, Anna Seghers, Briefwechsel mit lebenswichtigen Gefährten, die ihr in diesen Jahren beistanden, wie Jürgen Habermas, Volker Braun, Efim Etkind und Günther Grass, private Notizen und Reflexionen im Haus auf dem mecklenburgischen Lande oder während eines Stipendiaten-Aufenthaltes in Kalifornien, wo sie Urlaub erhofft, aber von der Vergangenheit eingeholt wird, zum Beispiel ihren frühen Stasi-Kontakten. In der DDR bedeutete Innerlichkeit ein bißchen Opposition und viel Anpassung. Jetzt ist sie nur noch Innerlichkeit, folgenlos und erkenntnislos. Es gibt aber ein Bedürfnis nach einer Art Mitschrift, die der Lebensspur folgte, so genau, so unverstellt und

ehrlich, wie dies nur immer möglich ist. Denn es gibt sie noch immer, diese Lebensspur und die Texte, die die Autorin hier zusammenführt, sie bezeugen ihr Dasein, ihre Irritationen und Überzeugungen, Unruhe bei Selbstbefragung und Selbstzweifel. Und so fügen sich denn diese Reden und Aufsätze, diese Betrachtungen, Briefe und tagebuchartigen Aufzeichnungen aus den Jahren 1990 bis 1994, zu eben jenem Mosaik von dem die Autorin hofft, es könnte daraus ein Bild ihrer gegenwärtigen Lage entstehen.

Im Titel klingt es an: Da ist jemand unterwegs. Da ist jemand auf dem Wege, ohne freilich zu wissen, wohin dieser Weg führt. „Tabou“ ist eine Chiffre, auf keiner Landkarte zu finden und doch ein Ort, auf den sich alle Gedanken richten. Indem mit *Selbstanzeige* überschriebenem Vorwort heißt es gleich: „Eine Art Mitschrift wäre mein Schreibideal: Ein Griffel folgte möglichst genau der Lebensspur, die Hand, die ihn führte, wäre meine Hand und auch nicht meine Hand“⁹. Aber der Griffel, der da beschworen wird, mag stocken, zögern, unvermutet an- und absetzen. Die Lebensmitschrift zeigt auch Leerstellen und stellt manchmal verwirrend Unterschiedliches zusammen. In diesem Vorwort lesen wir aber auch einen anderen wichtigen Satz: „Die Lust an der Herausforderung ist mir nicht vergangen“¹⁰.

Der Augenblick des 4. Novembers 1989 auf dem (Ost) Berlinder Alexanderplatz markiert Christa Wolf die größtmögliche Annäherung zwischen Künstlern, Intellektuellen und anderen Volksschichten im gemeinsamen Ruf „Wir sind das Volk“. Er bedeutete für sie die Kulminations- und Höhepunkt einer Vorgeschichte, auf den die jahrzehntelangen kritischen Impulse der Literaten, Theaterleute, Friedens- und anderen Gruppen unter dem Dach der Kirche hingearbeitet hatten. Am 4. November glaubte sie, jetzt würde – sie meinte dies ernst – die sozialistische Gesellschaft vom Kopf auf die Füße gestellt werden. „Also träumen wir mit hellwacher Vernunft“¹¹ – forderte Christa Wolf die Versammelten, die verzweifelten auf. Sie war damals tatsächlich überzeugt, die Berliner hätten nicht etwa gegen den Staat demonstriert, den sie längst zu allen Teufeln wünschten, sondern für eine revolutionäre Erneuerung. Sie rief: „Stell dir vor, es ist Sozialismus, und keiner geht weg“¹²! Sie hatte von der politischen Situation im Herbst nichts begriffen! Wie ist das zu Erklären, wie war das möglich? Es war nichts anderes, als jene Mischung aus Gläubigkeit und Schwärmerei, die zunächst die Sicht nur trübt, bald jedoch zur fatalen Verblendung führt.

Christa Wolf hat oft geschwiegen, obwohl ihr Wort bei der Popularität, die sie genoß, Gewicht gehabt hätte. Aber sie hat auch widersprochen. Was für ein Vabanquespiel zwischen vorsichtigem Widerspruch und stillem Erdulden es mitunter gewesen sein mag, erzählt der Erinnerungsbericht *Rummelplatz II. Plenum 1965*:

⁹ Christa Wolf: *Auf dem Weg nach Tabou – Texte 1990-1994*; Köln 1994, S. 9.

¹⁰ Ebenda, S. 9.

¹¹ Christa Wolf: *Auf dem Weg nach Tabou – Texte 1990-1994*; Köln 1994, S. 12.

¹² Ebenda, S. 13.

Wir hatten das Gefühl, dies ist einer der letzten Momente, um die Entwicklung in der DDR in eine Richtung zu lenken, die diesen Staat zu einer Alternative machen konnte gegenüber der kapitalistischen Bundesrepublik. Ich hatte nur ein paar Kritzeleien auf einem Zettel und kam interessanterweise sofort dran, als zweite oder dritte Rednerin. Ich habe erregt und nicht so pointiert gesprochen, wie ich es mir gewünscht hätte. Ich wurde ja auch andauernd unterbrochen, durch Zwischenrufe, unter anderem durch Margot Honecker. Ich war sehr aufgeregt, sprach unkonzentriert und war den ganzen ersten Teil meiner Rede überbestrebt, das Gremium zu überzeugen, daß es in den Kunstschaffenden keine Feinde dieses Staates sehen sollte¹³.

Aus Rechtfertigungsdrang bemüht sich Christa Wolf immer wieder, neu aufzuzeigen, wo und seit wann sie in Distanz zum Regime gegangen ist und welchen Beitrag sie zur Schaffung eines kritischen Bewußtseins innerhalb der DDR-Zeiten für viele ihrer Mitbürgerinnen und Mitbürger gespielt hat, ist ihr so sehr ins Blut gegangen, daß sie glaubte, ihr auch weiterhin treu bleiben zu müssen, indem sie jetzt den Gefühlen von Trauer, Scham und Frustration Ausdruck verleiht, die ihre Landsleute mit ihr teilen. In einem ihrer Briefe an die Akademie der Künste, im September 1991, schreibt sie:

Wir lebten in Widersprüchen, die oft unlösbar waren. Viele von uns wußten das und haben sich diesen Widersprüchen gestellt. Wir erlebten und erleben jetzt, daß diese Konflikte entweder gelegnet oder als unerheblich dargestellt werden, und wir erleben andererseits angesichts der Abwicklungs- und Auflösungstendenz, die ja nicht nur diese Akademie betrifft, eine Rechtfertigungs- und Verteidigungshaltung, die nicht aus Selbstprüfung und Selbsterkenntnis erwächst¹⁴.

Für die Autorin der *Kassandra* ist die Deutsche Demokratische Republik eine Etappe innerhalb der deutschen Geschichte. Man kann in diesem Staat nicht einfach einen Urteil, ein Versehen oder gar ein bloßes Abweichen von Gottes rechten Wegen sehen. Schuld am Untergang dieses Staates seien „Ehrgeizlinge, Feiglinge und Arschkriecher“¹⁵. Aus solch einem Urteil, mitgeteilt in diesem Brief, spricht ein starkes Selbstbewußtsein, aber auch ein falsches Urteil.

Ihr Vortrag *Krebs und Gesellschaft*¹⁶ ist, nicht nur wegen seines Umfangs, das zentrale Stück des Buches. In diesem großen Traktat, kann sowohl das gesellschaftlich Vergangene als auch das Gegenwärtige und Zukünftige einer Analyse unterzogen werden, welche die gegensätzlichen Gesellschaftssysteme aus der Perspektive der selbstzerstörerischen Verdrängung von Angst und Entfremdung betrachtet und die Fragwürdigkeit der modernen industriellen Zivilisation im Blick behält.

¹³ Ebenda, S. 63.

¹⁴ Christa Wolf: *Auf dem Weg nach Tabou – Texte 1990-1994*; Köln 1994, S. 73.

¹⁵ Ebenda, S. 75.

¹⁶ Ebenda, S. 140.

Der interessanteste Text ist der Brief von Jürgen Habermas, weil er es wagt, den ihm unerklärlichen und auch ärgerlichen antiwestlichen Affekt von Christa Wolf zur Sprache zu bringen. Er schreibt: „Diese Westorientierung hat keine Verkrümmung der deutschen Seele bedeutet, sondern die Einübung in den aufrechten Gang“¹⁷. Christa Wolf weigert sich, alles, was sie einst für richtig und erstrebenswert gehalten hatte, für null und nichtig zu erklären. Sie beklagt den Prozeß der Umwertung aller Werte, und indem sie das tut, legt sie sich selbst den Strick um den Hals. Kritik am Einigungsprozeß ist leider derzeit in Deutschland nicht gefragt, schon gar nicht von jemandem, der sich, wie Christa Wolf, vorwerfen lassen muß, in dem Lande namens DDR geblieben zu sein und andere zum Bleiben aufgefordert zu haben.

Begreift man das neue Buch als chronologisch geordnete Sammlung von Reaktionen, so fällt auf, daß sich mit dem Beginn des Jahres 1992 der Ton und die Haltung der Autorin verändern. Die Angriffe auf ihre Person bewegen sie zu Texten, die von einem Gesträuch in der Kehle, von Wortverlusten und verlorenem Verlustempfinden erzählen, oder, direkt, zu Briefen, in denen sie sich befragt und zur Wehr setzt. Sie müsse, schreibt sie Efim Etkind, bei der Lektüre ihrer Stasi IM-Akten nicht Wut, sondern Trostlosigkeit und das Gefühl der Erniedrigung ertragen. Sie fragt sich, „wie viele Moralen ich eigentlich in meinem Leben schon in mich aufgenommen, zum Teil verinnerlicht habe“, und sie gesteht: „Ich bin auch einigermaßen erschüttert darüber, was ich zuverlässig verdrängt habe“¹⁸. In Christa Wolfs Augen ist das Verdrängthaben wichtiger als das Verdrängte. Sie empfindet Schuld: „Ich muß mir sagen, daß ich zu lange gehofft habe“¹⁹. Das rücksichtslose Nachsinnen Christa Wolfs findet in diesem Band seinen starken Ausdruck in einer fast schon als Poem zu lesender Antwort auf einen Brief von Volker und Anne Braun. Unter Einschluß von Texten Brauns und Brechts gesteht sie, daß sie sich ihre Geschichte erzählt. Sie fragt sich, weshalb sie sich nicht verweigert habe und empfindet: „Es ist so schwer, gehaßt zu werden“²⁰. Diese Wörter und Sätze sind ein Schuldbekenntnis. Keine Bitte um Lossprechung, um Vergebung, um Buße.

Auch Günter Grass' Einwand aus dem vorangegangenen Brief, Christa Wolf hätte Kritik an der Partei deutlicher aussprechen sollen, ihre Hoffnung auf eine Veränderung der bestehenden Verhältnisse käme längst schon einem Selbstbetrug gleich, bleibt nicht unbeantwortet:

Ich habe sie sehr deutlich ausgesprochen, Günter, und nach 1976 erklärt, daß ich ausgeschlossen werden will und zu keiner Parteiveranstaltung mehr gehen würde – was ich auch nicht tat, und ich habe von Honecker abwärts jeglichem Funktionär auf jeglicher Ebene gesagt, warum²¹.

¹⁷ Christa Wolf: *Auf dem Weg nach Tabou – Texte 1990-1994*; Köln 1994, S. 140.

¹⁸ Ebenda, S. 194.

¹⁹ Ebenda, S. 194.

²⁰ Ebenda, S. 264.

²¹ Christa Wolf: *Auf dem Weg nach Tabou – Texte 1990-1994*; Köln 1994, S. 255.

Tatsächlich war Christa Wolfs Verhältnis zur Partei seit langem getrübt. Es bestand aus Zugeständnissen, aus Mißtrauen, zuletzt aus Ablehnung. *Der Weg nach Tabou* erzählt davon. Sie hat aber nie einen Hehl daraus gemacht, auf welcher Seite sie stand. „Ich habe dieses Land geliebt“²², gesteht sie in einem Brief an Freund Grass, von dem sie weiß, daß er sie für dieses Geständnis nicht gleich verurteilen wird. Ihre Sympathie galt also dem „demokratischen“ deutschen Staat. Es war eine Sympathie, die wohl lange von Naivität durchsetzt gewesen sein mag, eine nicht erklärbare Mischung aus Treue, Pflichtgefühl und Illusion, es möge sich doch noch zum Besseren wenden. Sie identifizierte sich mit dem Staat, in dem sie lebte. Sie erzählte vom Leiden an der sozialistischen Gesellschaft. Aber selbst mit den besten Büchern war und ist leider kein Staat zu machen.

In Santa Monica, während ihres Stipendiatenaufenthalts, wurde sie mit einer kompromittierenden Phase ihrer Vergangenheit, wie mit den Verbrechen, konfrontiert, die in dem wiedervereinigten Deutschland (in Mölln und Solingen) geschehen waren. Dem Gefühl einer Unheimlichkeit angesichts des Verschwindens von Realität, wuchs am Ort des Brechtschen und Mannschen Exils aber noch ein anderes Selbstbewußtsein zu: „Ich lernte mich als deutsche Schriftstellerin zu sehen“²³. Diesen Satz in der Dresdener Rede *Abschied von Phantomen* ist besonders wichtig. In ihrer Rede polemisiert sie auch gegen ein großangelegtes Unterfangen, die DDR auf den Begriff „Unrechtstaat“ zu reduzieren. Das diene massenhaften Enteignung und Infragestellung des Eigentums von DDR-Bürger. Das Buch endet mit einer Hymne aufs Brot, mit einer biblischen Metapher der Sättigung, des Teilens, des Gesprächs und der Gastfreundschaft.

Deutsche aus verschiedenen Himmelsrichtungen, die miteinander arbeiten, Projekte entwickeln, die sich dann um den Tisch setzen, miteinander reden, auch streiten, essen, gemeinsam die Suppe auslöffeln, die sie sich eingebrockt haben. Das Brot auf den Tisch legen, das sie aus verschiedenen Landschaften mitgebracht haben, es einander zu kosten geben und es gerne und großzügig mit anderen teilen²⁴.

Von Schuld, von Zweifeln und Mißtrauen ist die Rede, von Macht und Machtmißbrauch, von Hoffnung und Illusion. Vor allem aber ging und geht es in diesem Fall um das Verhältnis von Kunst und Macht, um Verstrickung, Angst und Widerstand. Und es ist eine Debatte, die sich über Jahre ausgeweitet hat. Es ist nicht nur die Rache der Sieger und nicht nur die Verachtung der Unterlegenen, die Christa Wolf heute zu schaffen machen. Es ist ihr eigenes Gewissen, daß sie vor sich selbst schuldig spricht und macht. Sie weiß, daß vieles von dem, was sie als Opposition empfunden hat, im Rückblick zu oberflächlich, zu unkonsequent gewesen ist. Aber sie ist auch nicht bereit, sich in die Ecke der Stasi-Informantin und Staatsdichterin stellen zu lassen. Schon gar nicht von denselben Leuten, die

²² Ebenda, S. 261.

²³ Ebenda, S. 316.

²⁴ Christa Wolf: *Auf dem Weg nach Tabou – Texte 1990-1994*; Köln 1994, S. 316.

sie einst literarisch hochgelobt und mit Preisen so überhäuft hatten. Von Christa Wolf wurde ein Gedächtnis erwartet. In *Auf dem Weg nach Tabou* wird es ausgesprochen, der Öffentlichkeit gestellt. Sind wir zufrieden?

Seit dem 19. Oktober 1991, als Wolf Biermann in seiner BÜchner-Preisrede den Lyriker Sascha Anderson aus der anarchischen Avantgardeszene öffentlich der Stasi-Mitarbeit beschuldigte, wurde die Kontroverse um die Beziehungen zwischen DDR-Autoren und Staatssicherheitsdienst in den Medien eröffnet. Es ging weiterhin um das große Thema „Geist und Macht“. Wieder wurde dabei ein Stück DDR-Kultur entwertet. Und wiederum wurde in der Literatur über Probleme der Vergangenheitsbewältigung gehandelt, die ähnlich auch die Repräsentanten der Politik oder Wirtschaft betrafen oder zumindest hätten betreffen könne und sollen. Die kritischen Fragen bekamen jetzt ein Konkretum. Hatte dieser oder jener Schriftsteller mit der Stasi kollaboriert, Freunde bespitzelt, Berichte über sie geliefert und ihnen damit geschadet? Auf dem Höhepunkt der Stasi-Debatten geriet erneut Christa Wolf ins Kreuzfeuer der öffentlichen Kritik. Am 21. Januar informierte sie in der *Berliner Zeitung* unter dem Titel *Eine Auskunft* selbst die Öffentlichkeit über ihre Beziehungen zum Ministerium für Staatssicherheit:

Wir sahen uns mit 42 Bänden konfrontiert, allein für die Zeit zwischen 1968 und 1980 – die Akten über die letzten zehn Jahre scheinen vernichtet zu sein. Wir erfuhren, daß wir seit 1968 als Operativer Vorgang „Doppelzüngler“ minutiös observiert wurden, daß wir von einem Netz von „IM“ umgeben waren, daß natürlich unser Telefon, zeitweilig auch die Wohnung abgehört, die Post ausnahmslos geöffnet und zum Teil abgelichtet wurde und daß man jedes einzelne meiner Bücher von anscheinend germanistisch gebildeten IM „begutachten“ ließ, die in grotesken Analysen eine ständig wachsende Staatsfeindlichkeit konstatieren²⁵.

Ein Stasi-Bericht endet mit einer Einschätzung, die geeignet sein müßte, die Etikettierung der Autorin als „DDR-Dichterin“ zumindest in Frage zu stellen:

Aufgrund ihrer verfestigten negativen Haltung zur praktischen Verwirklichung des Sozialismus in der DDR hat sich andererseits bei Christa und Gerhard Wolf eine politische Haltung herausgebildet, die eindeutig auf eine Konfrontation mit der Politik der Partei in entscheidenden Fragen des gesellschaftlichen Leben hinausläuft²⁶.

Christa Wolf hatte freilich im Mai 1992 in ihren Stasi-Akten auch einen Auskunftsbericht vom 21. Dezember 1965 mit folgenden „Operativen Hinweisen“ gefunden:

Zur inoffiziellen Zusammenarbeit mit der Genossin Wolf ist einzuschätzen, daß sie die gestellten Aufträge zwar erfüllte, ihre Berichte jedoch nur informatorischen Charakter trugen. An op. Material oder Vorgängen arbeitete sie nicht auffallend, an der inoffiziellen Zusammenarbeit

²⁵ Hermann Vinke: *Akteneinsicht Christa Wolf – Zerrspiegel und Dialog – Eine Dokumentation*; Hamburg 1993, S. 35.

²⁶ Ebenda, S. 24.

war ihre übertönte Vorsicht und größere Zurückhaltung, die auf einer gewissen intellektuellen Angstlichkeit basieren. In Halle lehnte sie den Besuch einer KW ab. Nach ihrer Übersiedlung in den Bezirk Potsdam wurde die IM-Akte im Archiv abgelegt²⁷.

Christa Wolf konnte einen Teil der IM-Akte einsehen und erfuhr aus ihr, daß sie die Stasi vom 24. März 1959 bis zum 29. November 1962 zunächst als GI - Geheiminformant, dann als IM - Informeller Mitarbeiter geführt hatte. Nach dem Umzug nach Halle sei die Akte ohne ihr Wissen weitergeführt worden. Daß sie ihr Wissen über diese Akten nach acht Monaten veröffentliche, sei ein Fehler gewesen – wird ihr nachgesagt. Sie hatte jedoch Gründe dafür. Sie mußte befürchten, auf diese zwei Buchstaben reduziert zu werden. Sie stand noch unter dem Eindruck der Kampagne gegen sie und fühlte sich neuen Angriffen nicht gewachsen. Christa Wolfs Befürchtungen sollten sich wenigstens zum Teil bewahrheiten.

Einen Tag später, am 22. Januar 1993 berichtete die „Bild-Zeitung“ unter der Überschrift *Unsere berühmteste Schriftstellerin Christa Wolf: Ich war IM ... aber ich wußte es nicht* zwar über die mehr als dreißig Jahre zurückliegende, auf etwa 130 Aktenblättern dokumentierte IM-Vergangenheit der Autorin, mit keinem Wort jedoch über die 42 Bände ihrer seit 1968 geführten „Opfer-Akte“. Die *Frankfurter Allgemeine*, die 1991 mit scharfen Angriffen den Streit um die Autorin mitinitiierte, reagierte mit knappen, sachlichen Informationen und einem überraschend moderaten Kommentar:

Man sieht in der inhaltlichen Substanz der Akte keinen Grund, die Autorin zu verurteilen. Christa Wolf hat in ihren Berichten niemanden belastet und fast durchweg nur Freundliches über aufrechte Genossen und talentierte Kollegen berichtet. Alles andere verliert sich ins Unbestimmte und ist von großer Allgemeinheit²⁸.

Negativer als die FAZ berichtete *Der Spiegel* am 25. Januar über die IM-Akte. Wie bereits in der FAZ wird hier vermutet, Christa Wolf habe erst im Wissen darüber, daß ihre Akten einigen Journalisten zugänglich gemacht wurden, Auskunft über ihre Vergangenheit gegeben. *Der Spiegel* informierte über die IM-Akte mit großer Ausführlichkeit, über Christa Wolfs Rolle als langjähriges Objekt staatlicher Überwachung verlor das Journal nur wenige Worte. Der Schriftsteller Walter Kaufmann, der aus dem *Spiegel* erfahren hatte, daß ein von Christa Wolf 1959 eigenständig für die Stasi geschriebener Bericht (der einzige in der IM-Akte) über ihn existierte, schrieb an das Magazin:

Das Werk der Christa Wolf zeugt von einer sittlichen Reife, gegen die jene Zeilen aus einer MFS-Akte der späteren Jahre nicht ins Gewicht fallen. Man sollte die „Margarete“ von einst nicht gegen die heutige Christa Wolf ausspielen²⁹.

²⁷ Hermann Vinke: *Akteneinsicht Christa Wolf – Zerrspiegel und Dialog – Eine Dokumentation*; Hamburg 1993, S. 24.

²⁸ Frank Schirmmayer: *Fälle – Wolf und Müller*; in: FAZ 18(1993), S. 29.

²⁹ Hermann Vinke: *Akteneinsicht Christa Wolf – Zerrspiegel und Dialog – Eine Dokumentation*; Hamburg 1993, S. 158.

Als Lew Kopelew von der IM-Akte Christa Wolf erfuhr, erweiterte er den Beitrag für sein im Oktober 1993 erschienenes Buch *Laudationes* um etwa zwei Seiten, auf denen er berichtet, daß in den späten fünfziger Jahren, als in Moskau das Tauwetter einen Frühling versprach, in Ostberlin ein neues Denken und ein beschleuniger Aufbau des realen Sozialismus verkündet wurde. Daß eben in dieser Zeit eine jüngere Literatin in Leipzig die Genossen von der Stazi als Mitarbeiter und Mitkämpfer an diesem Aufbau betrachtete, war kein Ausnahmefall, eher die Regel. Jedoch vielen hat das einen Stich versetzt, als ein Schriftstück mit „Margarete“ unterschrieben sahen und als sie hörten, daß sie das vergessen hatte. An ihr Vergessen mochten viele, die eher ein Verschweigen vermuteten, nicht glauben, zumal Margarete der zweite Vorname der Autorin ist. Christa Wolfs Verhalten damals ist nicht zu beschönigen, und auch ihre Reaktionen auf die jüngsten „Enthüllungen“ in mancher Hinsicht fragwürdig gewesen sein, festzustellen bleibt jedoch: ihre literarischen Werke hat sie nach der Kooperation mit der Stasi geschrieben, die meisten in der Zeit, in der der DDR-Staat die Autorin streng beobachtete und offensichtlich als Gefährdung seiner Sicherheit einschätzte.

Mit dem Mauerfall endet die Teilung Deutschlands. Die Wende brachte vielen Schriftsteller und Schriftstellerinnen Schwierigkeiten. Ein Definitionsproblem hatten und haben vor allem die politisch engagierten Schriftsteller, die an die Möglichkeit einer Reform des bestehenden Staates geglaubt haben, die die DDR zwar heftig kritisierten, aber an die Utopie des Sozialismus und an diesen ostdeutschen Staat fast glaubten. Diese Dilemma, aus dem eigentlich viele Werke der DDR-Literatur entstanden sind, hatte mit der nationalen Einheit eine Auflösung erfahren, die von vielen Schriftstellern nicht gewollt war. Sie schrieben nun in einem anderen politischen System – nicht mehr unter der Zensur, aber unter den Gesetzen des Marktes. Die Funktion von Zeitung und Fernsehen, die die Literatur und das Theater bisher übernehmen mußten, waren weggefallen.

Und die Leser? Die Leser, deren Interessen, Bedürfnisse und Leiden die Literatur bisher zu formulieren beanspruchte, setzten andere Prioritäten. Nicht Bücher, sondern die freizugängliche Presse, die bisher verbotenen Reisen und die Konsumartikel waren in erster Linie gefragt. Von Sozialismus wollten die meisten nichts mehr wissen. Diese Entwicklung machte deutlich, daß die Literatur im sogenannten Leseland DDR vielfach eine Ersatzbefriedigung war. Es wird in diesem Text nicht unparteiisch vorgegangen. Es ist auch nicht möglich. Meine Beziehungen zur DDR-Literatur sind ohne die Bücher Christa Wolfs nicht denkbar. Wäre es auch so, wenn ich andere zu lesen bekommen hätte als das, was von Christa Wolf geschrieben wurde? Ich habe auch anderes gelesen. Gerade darum glaube ich, den Wert der Bücher dieser Autorin zu kennen.